

Dehntes Kapitel.

Noch einmal Göttingen und Frankfurt a. M.
Herbst 1817 bis Februar 1819.

Das Jahr von Herbst 1817 bis dahin 1818, das fünfte meines akademischen Studiums, sollte dieses zu Ende bringen und mich zum Eintritt ins praktische Leben geschickt machen. Welcher Art dieß sein werde, darüber glaubte ich mit mir im Reinen zu sein: die Vaterstadt und eine Berufsstellung, wie sie dort möglich war, also eine eigentlich praktische, lag mir im Sinn. Nun war aber Verona und der Gaius dazwischen getreten; die Arbeit an diesem ganz neuen wissenschaftlichen Stoff hatte ein lebhaftes Interesse dafür in mir erweckt, und da noch viel dafür zu thun war, um den lückenhaften Text zu vervollständigen und den merkwürdigen Inhalt mir zum vollen Verständniß zu bringen, so bildete dieß zunächst den Hauptgegenstand meiner Beschäftigung und der Correspondenz mit Savigny und Göschen, die dasselbe trieben. Da mir nun manche Conjectur gelang und ich aus dem Zusammenhang der Blätter der Veronesischen Handschrift und den aus je vier Doppelblättern bestehenden Lagen derselben (Quaternionen) mit Sicherheit die Vollständigkeit des Ganzen und die Ordnung feststellte, so waren die Berliner Freunde darüber nicht wenig entzückt und Savigny behauptete: nun stehe meine Begabung und mein Beruf für die Wissenschaft unwidersprechlich fest. Sein schöner Brief vom 28. Dezember 1817 spricht sich darüber in edelster und liebevollster Weise aus. Meine verspätete Antwort vom

21. Februar 1818 bekämpfte diese seine freundliche Ansicht rücksichtlich meiner Begabung und zog sich rücksichtlich des Berufes schließlich darauf zurück, daß es mir an der innern Freude dafür fehle, ohne welche ein solcher nicht denkbar sei. Auch die sächsisch=schmeichelhaften Briefe von Haubold, dem ich meine Abschrift des Gaius auf Savignys Wunsch stückweise zusandte und der mich ein= über das andremal den „Mitentdecker“ nannte, änderten darin natürlich so wenig, als die kleine Berühmtheit, die ich bereits in Deutschland und Italien erlangt hatte. Die Freude an dieser Beschäftigung aber wuchs absichtslos, und der Stoff zu einer Doctor=Dissertation fiel mir von selbst in die Hände. Daneben hörte ich einige Vorlesungen, die ich bis dahin noch versäumt hatte, repetirte mit Lancizolle gemeinschaftlich im Sommer 1818 die ganze Jurisprudenz mit allem Fleiß und bestand an demselben Tage mit ihm (den 29. August) das Rigorosum, welches aber für zwei „so ausgezeichnete junge Leute“ sehr gelinde war, summa cum laude. Auch die Disputation, die ich des Lateinisch=Redens wegen sehr gescheut hatte, wurde mit Ehren absolvirt, und der junge Doctor, als er freudig zu seinem Mädchen sprang, von dieser mit einem Lorbeerfranz gekrönt (den 12. Sept. 1818).

Der andere Zweck meines jährigen Aufenthalts in Göttingen, meine Verbindung mit der geliebten Mama durch ein längeres Zusammenleben zu befestigen, gegenseitig unserer im Herrn noch gewisser zu werden, ward eben so glücklich erfüllt. Unvergeßlich ist mir diese Zeit des ungetrübtesten Glücks und mehr als Eines bestätigenden innern Zeugnisses vom Herrn, daß unsere Verbindung Ihm wohlgefällig und, was auch sich dawider legen möge, für Zeit und Ewigkeit geschlossen sei. Einzelnes darüber zu berichten ist kaum möglich, zumal nicht wie während der Trennung ein fortlaufender

Briefwechsel den Stoff dazu bietet. Nur die häufig gewechselten Billets und die Briefe während meines Zusammenseins mit der Mutter in Cassel (Ostern 1818) sowie die ersten nach meiner Abreise im Herbst geben Zeugniß, wie vollkommen gegenseitig dieß ruhige Bewußtsein völliger Angehörigkeit war. Auf die Außenwelt wurde dabei wenig Rücksicht mehr genommen. Ich war fast täglich bei ihr und verlebte mit ihr, mit ihrer mir immer theurer werdenden Mutter und Schwester, so wie mit ihrem Bruder, der, obgleich noch jung, schon ganz der liebe, treue Mensch war, den Ihr kennt, Morgens, Mittags, Abends die glücklichsten Stunden. Die gemeinsame Morgenandacht nach der Kaffeestunde stellt das Bild dar, das ich dem für ihren Geburtstag (7. Okt. 1818) geschriebenen Gesangbuch vorsetzte. Wie manchen Abend brachte auch Ritter oder Lancizolle im traulichen Kreise mit uns zu. Die größere Gesellschaft, die nicht völlig zu vermeiden war, wurde während des Winters durch ein musikalisches Kränzchen gehoben. Im Sommer brachte ein zweimaliger Besuch in Fredelsloh mich ihrer Familie, besonders ihrer ausgezeichneten, ihr in vielen Stücken so ähnlichen Schwester, Sophie Reinbold, und ihren Kindern näher. So kam der Herbst heran und mit ihm eine abermalige Trennung, der wir aber im Bewußtsein des empfangenen Segens und sicher auf Neuen hoffend, freudig entgegen gingen. Wir ahnten nicht, daß jener Segen uns gegen neue, äußere und innere Kämpfe stählen sollte.

Der erste dieser Kämpfe, der uns freilich nur mittelbar berührte, kam von einer Seite, wo wir es am wenigsten erwarteten. Lancizolle, oder Bollino, wie er fortan unter uns hieß, hatte mich während unsres Zusammenlebens in Einem Hause durch seine Eigenheit weiblich geplagt. So z. B. pflegte er seine Nachmittagsruhe auf meinem Kanapee

zu halten und wurde höchst ungehalten, wenn ich unter dessen in meinem Zimmer auf- und abging. Die traurigen Verhältnisse seiner Familie, die er zu Ostern besucht hatte, dienten ihm Anfangs in unsern Augen zur Entschuldigung; aber im Sommer wurde es immer ärger und mein ernstes und freundliches Zureden half nichts. Als ich weg war, setzte er den Umgang mit den Meinigen um so fleißiger fort, und schien vergnügter, so daß Mutterchen meinte: Er habe nur Hähnchen im Körbchen sein wollen. Augustes Brief vom 24. November und der gleichzeitige von ihm selbst lösten das Räthsel. Er hatte sich in Zulchen verliebt, lange Zeit das Bekenntniß seiner Leidenschaft bekämpft, brach dann aber damit erst gegen Auguste, dann trotz ihres Verbots gegen Zulchen selbst um so gewaltsamer hervor. Da Mutter in ihrer gutmüthigen Schwäche der Sache nicht gewachsen war, nahm Auguste sie in die Hand und löste die schwierige Aufgabe mit so zarter Liebe und Weisheit, die ihr von oben geschenkt wurden, daß L. selbst mir schrieb: Deine Auguste ist ein Engel! Zulchen selbst, die in ihrer Demuth und Einsalt so was nicht entfernt geahnt, war tief erschüttert und wandte sich in ihrer innern Rathlosigkeit mit solchem Ernst zum Herrn, daß sie nachher selbst gestand: es sei dieß der Anfang ihres geistlichen Lebens geworden. Damit und mit der Prüfung für L. war denn auch die Absicht des Herrn erreicht. Denn eine persönliche Liebe zu ihm, durch die allein sie seinen Wünschen entsprechen konnte, fühlte sie durchaus nicht, während er ihr als christlicher Freund durch dieß Erlebniß theuer geworden war. Daß eben hierin für Beide eine große Gefahr liege, wurde uns Allen bald klar, und nachdem auch Ritter, dessen Rath wir erbaten, es für nothwendig erklärte, kehrte er nach Berlin zurück. Auch der freundschaftliche Briefwechsel zwischen ihm und Zulchen, der

noch einige Zeit fortbauerte und seine Leidenschaft nur nähren konnte, wurde dann weislich abgebrochen.

Mittlerweile war ich in Frankfurt in höchst mannichfaltige, ja verworrene Verhältnisse eingetreten, in denen ich mich nur allmählig zu Recht fand. Zwar von der Mutter aufs Liebevollste aufgenommen und zum erstenmal in häuslicher Gemeinschaft ihr liebevoll hingegeben, eröffnete sich unter uns im *tête à tête* beim Frühstück und Mittagessen ein lebhafter, beide Theile erfreuender Austausch der Gedanken und Gefühle. Freilich trat auch der Gegensatz der Lebensanschauungen bald und dann immer wieder hervor. Mit halbem Wohlgefallen brachte sie einst den Ausspruch unsrer Cousine Koch, einer geistreichen Weltfrau vor: man müsse sich für die Seele, wie für den Körper, einen Tanzmeister halten, um die innere Grazie nicht zu verlieren, d. h. etwas zur eignen Erheiterung thun, um nicht zu düster und ernst zu werden. Ich meinte dagegen, das sei ein trauriger, krankhafter Zustand, wo man sich durch allerlei kleine Mittelchen durchs Leben durchquacksalbert; und sie erwiderte: Ja, was will man denn machen, ein oder das andere Mittel muß man doch haben. Und ich: Ja Eins, aber auch nur Eins, an dem man fürs ganze Leben genug hat und das am Ende auch der letzte Zweck des Lebens ist. Jene Surrogate sind dann nicht nöthig, wenn das Herz in Einem vergnügt ist; und dann finden sich auch tausend kleine Freuden am Weg, ungesucht, die man genießen kann und gewiß auch soll u. s. w. Auf den letzten Hauptpunkt ging sie nie ein, sondern wich schweigend aus; ich wagte es nicht, sie dahin zu drängen. — Ein andermal war von der Liebe die Rede, die nach ihrer Ansicht aus den Vorzügen des Gegenstandes, oder wenigstens aus dem Glauben an dessen Vortrefflichkeit entstehe, also auf Täuschung und Zufall gegründet sei; während ich behaup-

tete, daß sie auf einem nicht völlig zu erklärenden Zug zu der Person beruhe, wenn sie ächter Art sei, von höherer Hand gewirkt werde und dann auch Kraft gebe, die deutlich wahrgenommenen Mängel des Andern zu tragen und gemeinschaftlich nach dem Guten zu ringen. So lange diese Discussionen im Allgemeinen blieben, veranlaßten sie keine Störung der Liebe unter uns; die Verständigung über einzelne praktische Lebensfragen freilich wurden dadurch eben nicht vorbereitet.

Tieferes Verständniß fand ich bei meiner ältern Schwester, Mannette, in der durch inneres Bedürfniß und durch den Historiker F. Chr. Schlosser, dann durch Pfarrer Stein ein tieferes Glaubensleben geweckt worden war. Schon in ihren schönen Briefen an mich nach Göttingen sprach sie die Hoffnung auf die Vereinigung mit mir im Glauben aus und sie erfüllte sich jetzt in erfreulichster Weise, zumal nachdem ich ihr mein Herzensgeheimniß anvertrauen und sie an dieser Seite meines Lebens innigen Antheil nehmen konnte. Nur darin bestand unter uns ein Gegensatz, daß mein inneres Leben sich ganz zwischen Sünde und Gnade bewegte, ich höchstens mit Zinzendorf meinte: Und auch in den schwersten Tagen (an denen es mir ja nicht fehlte) Niemals über Lasten klagen! während sie den Kampf des Lebens durchkämpfte und darüber oft trübe gestimmt war. Sie sagte einst: sie sei neugierig, ob ich meinen Weg so durchs ganze Leben würde verfolgen können. Wirklich habe ich erst spät durch Schmerzen der Liebe den Ersten Glaubensartikel buchstabiren gelernt. — Mit meiner jüngsten Schwester Louise nach ihrer noch immer kindischen Weise konnte ich nur spielen. Die Schwäger blieben mir fern. Das Mißverhältniß zur Mutter war dasselbe, jeder Versöhnungsversuch meiner Seits war vergeblich und vornehmlich daran trug Mannette so schwer.

Der Onkel Moriz kam mir in seiner Weise freundlich entgegen; täglich ritten wir zusammen, auch suchte er den gelehrten Neffen, auf den er sich etwas zu Gute that, in seine diplomatischen Verbindungen einzuweißen, z. B. wollte er mich mit auf den Nachener Congress nehmen, was durch meine Abwesenheit auf einer Fußreise verhindert ward; unterließ aber auch nicht, die Differenz mit der Mutter erst in überzeugender Weise, dann heftig und gewaltsam zur Sprache zu bringen. Gegen jene plaidirte ich, diesem setzte ich ein festes Schweigen entgegen. — Große Freude hatte ich an der Großmutter Bethmann und ihrer wunderbaren Geistes-
 lebendigkeit und Frische, mit der sie in die verschiedenartigsten Interessen einging; auch zeigte sie mir viel Wohlwollen.

Da ich alle Verhältnisse der Vaterstadt kennen lernen sollte, so stürzte ich mich auch in die höhere Frankfurter und Bundestagsgesellschaft, das einzige Mal in meinem Leben, daß ich dieses Treiben ganz mitmachte. Zugleich erfüllte ich hierin die Wünsche meiner Mutter, die mich gar zu gern mit bedeutenden Staatsmännern in Verbindung gebracht und mir eine glänzende Laufbahn eröffnet hätte, zu der ich wenig Neigung hatte. Die Bekanntschaft mit dem russischen Gesandten Anstätt, dem österreichischen Buol, dem hannoverschen Martens, dem oldenburgischen von Berg u. A., selbst eine flüchtige Begegnung mit Wilhelm von Humboldt trug mir nichts ein. Hätte ich doch den Verstand gehabt, mich dem Minister Stein, den ich oft bei der Großmutter sah, zu nähern! Bei einer ganz guten Stellung in der Gesellschaft empfand ich nach allen Festen doch nur Ekel und Leere und beklagte die unvermeidliche Zerstreuung.

Dagegen erfreute mich wirklich der Kreis alter Freunde und Freundinnen, die ihren zum Jüngling herangewachsenen Gustulo mit wärmster Liebe aufnahmen. Neben den tiefen

Beziehungen, die auch hier ihr Recht fanden, ging der heiterste Scherz her, wie man ihn nur in Süddeutschland kennt, und die eigentliche Blüthe des Zusammenseins bildeten die musikalischen Aufführungen des damals noch kleinen Cäcilien-Vereins unter Schelble's trefflicher Leitung. In dieser ganz auf das unmittelbare Gefühl der ernsten und heitern Tonwerke und entsprechende Ausführung derselben gerichteten musikalischen Gemeinschaft ging mir der Sinn dafür doch noch ganz anders auf als unter den reflektirenden Berlinern. Mit meiner damals wirklich ausgezeichneten Baßstimme und bei der nachsichtigen Beurtheilung meines musikalischen Könnens konnte ich tüchtig mitwirken. Das artige Gedicht, das meine alte Freundin, Frau Marianne Willemer beim Abschied mir ins Stammbuch schrieb *), und meine Zeichnung, „die neue Disputa“, womit ich es erwiderte, sind Denkmale dieser schönen Erlebnisse.

Von ernsterer, bleibender Bedeutung war aber die Entscheidung über meinen Beruf, die daneben herging. Schon in der letzten Zeit in Göttingen war ich schwankend geworden, ob die geträumte glückliche Berufsstellung in der Vaterstadt nicht ein Luftschloß sei. Die Wirklichkeit, der ich nun gegenüber stand, zerstörte dieses bald. Die öffentlichen Verhältnisse der Stadt traten mir in ihrer ganzen Misere vor das Auge; Ritter, den ich später zur Annahme einer Professur am Gymnasium herbedete, wurde durch sie nach Jahres Frist wieder weggetrieben, und eben so in neuester Zeit Niebuhrs trefflicher Schüler Claassen. Zudem überzeugte ich mich, daß des Dinkels angesehenere Stellung, bei der er übrigens, wie ich deutlich erkannte, ganz in den Händen zweier geschiedten Advocaten war, und die Unmöglichkeit mich ihm unterzuord-

*) In den Beilagen zu 1817—18.

nen oder ihm entgegen zu treten, die Gewinnung eines eignen freien Standpunktes mir äußerst schwierig mache. Endlich schien mir die glückliche Gestaltung meines Familienlebens inmitten des unvermeidlichen leeren Gesellschaftstreibens einer- und des Zerrwürfnisses der Mutter und der Schwestern andrer Seits ganz unmöglich. — Nun hatte schon in den ersten Wochen meines Frankfurter Aufenthaltes Savigny auf der Durchreise nicht nur seinen Vorschlag, ich möge mich dem Lehrfach, wenigstens als Vorbereitung auf einen praktischen Beruf für einige Jahre widmen, erneuert, sondern mit der ganzen Gewalt seiner lebenswürdigen Persönlichkeit an mir gezogen. Da er mir auch die bestimmte Aussicht auf baldige Anstellung als Professor und damit zugleich die Möglichkeit meiner Verheirathung eröffnete, so entschied ich mich nicht lange darnach für Berlin, jedoch mit dem von der Mutter lebhaft begünstigten Nebengedanken einer demnächstigen Ver- setzung nach der so eben ins Leben tretenden Universität Bonn, wobei selbst schon von dem Erwerbe eines schönen Landguts am Rhein die Rede war. — Uebrigens blieb der viermonatliche Aufenthalt in Frankfurt auch für meine Berufsbildung nicht ganz ungenutzt. Auf dem Bureau der Bethmännischen Familiensachen machte ich mich mit der Frankfurter Hypo- thekenverfassung und mit den verschiedenen Anleihegeschäften bekannt; und andrerseits übte ich mich unter Anleitung des Rectors Matthiae im Lateinisch-Schreiben und schrieb an meiner Dissertation, die dann in Berlin vollendet wurde.

Rückte ich also dem neuen Lebensziele mit frischem Winde näher, so trat in der äußern Entwicklung meines nächsten Lebensverhältnisses zu der theuren Mama eine schmerz- liche Stockung ein. Ich war mit der sicheren Hoffnung von ihr geschieden, durch persönliches Zusammenleben mit meiner Mutter und durch wiederholtes, unbefangenes Zeugniß von

den bestätigenden Erfahrungen des letzten Jahres sie von der Reinheit und Unererschütterlichkeit unsrer Verbindung zu überzeugen und zu einer Begegnung mit Auguste, wo die persönliche Bekanntschaft alle Bedenken beseitigen müsse, zu bewegen. Allein diese Hoffnung und meine ernstesten Bemühungen scheiterten gänzlich an dem Schreckbild, das ihre Phantasie erfüllte, und ihrer Angst, sich und mich zu binden. Was die geliebte Mama dabei litt, wie ihr weiblicher Stolz sich darüber empörte, nachdem unser Verhältniß nicht mehr unbekannt war, sich von der Mutter zurückgestoßen zu sehen, will ich nicht beschreiben; die Erinnerung daran ist zu schmerzhaft. Daß Gott mir ihre Liebe unter diesen Umständen erhielt, werde ich Ihm in Ewigkeit danken. In rührendster Weise durfte ich es erfahren, als ich ihr zu Weihnachten mein Miniatur-Bild schickte, was sie unendlich erfreute und für den Augenblick tröstete. Für den Februar stand meine Uebersiedlung nach Berlin fest und in Bezug darauf machte ich einen erneuten Vorschlag, die Mutter möge mich begleiten und an einem dritten Ort mit Auguste und den Ihrigen zusammentreffen. Sie lehnte auch dieß ab und verschob die Sache auf den Sommer; bei ihrer Abneigung dagegen war auch ein glücklicher Erfolg nicht zu erwarten. Da nun Mama bestimmt erklärte, ohne Anerkennung unsres Verhältnisses durch die Mutter mich nicht wiedersehen zu können, so fuhr ich am 22. Februar betrübt gen Berlin. Je weiter ich aber kam, desto unmöglicher erschien es mir, sie nicht zu sehen. Sie war so eben von den Mäfern, die sie durch Ansteckung von ihrem Bruder Wilhelm sich absichtlich zugezogen, genesen und, nach ihren Briefen, in tief melancholischer Stimmung. Was es auch kostete, ich mußte sie sehen und ihr persönlich einen Lichtblick in die Zukunft geben. In Eisenach angekommen, lenkte ich nach Cassel ein und kam am Morgen des 24. Februar

in Dransfelde, der letzten Station vor Göttingen, an. Hier ließ ich meinen Wagen und wanderte zu Fuß weiter. Das Gesicht in den Mantel gehüllt ging ich durch das Thor, bog links auf den Wall (es war Mittag und Alles beim Essen, kein Student zu sehen) und schlich längs der Leine bis an das Haus, wo sie wohnte. Die treue Magd schwieg, ich trat ins Zimmer und hielt die Geliebte in den Armen. Die Ueberraschung und Freude war groß und mein Zweck wurde vollständig erfüllt. Die feste Versicherung daß, was auch kommen möge, sie mein sei und bleibe, die bestimmte Aussicht auf unsre Verbindung in Jahr und Tag, gab ihr eine Ruhe, die sie schmerzlich entbehrt hatte und jetzt als eine wahre Hülfe von oben erkannte. Nachdem ich völlig incognito 1½ Tage dagewesen, die Nacht selbst im Hause geschlafen, nur Ritter da gesehen, fuhr ich Tag und Nacht weiter und kam am 1. März in Berlin an.

Elftes Kapitel.

Antritt des Lehramts und Hochzeit.

März 1819 bis April 1820.

In Berlin wurde ich von Savigny und Göschen aufs Herzlichste empfangen und bereitete mit ihrem Rath meine Habilitation zum Privatdozenten vor, gleichzeitig mit Lancizolle. Zu dem Ende reichte ich meine nun vollendete Dissertation, zu der eine im ersten Buch des Gaius behandelte Lehre (die Legitimation nicht vollgültiger Ehen